

Heimgesunden.

Roman von Fritz Baum.

1. Gegenströmungen. (Nachdruck verboten.)

Ach danke Ihnen, meine Herren! Jetzt bin ich vollständig eingeweiht. Die übersichtliche Art Ihrer Darlegungen ermöglichte mir einen genauen Überblick des gesamten Besitzstandes meines väterlichen Erbes. Nur dadurch ist es mir möglich, einen durchgreifenden Entschluß zu fassen, wie ihn die derzeitige Vermögenslage von mir verlangt."

Der junge Reichsgraf Waldemar von Hohen-Arnstein machte eine kleine Pause. Die Blicke der Sachwalter seines Erbes gingen mit größter Spannung in seinen Lippen.

Langsam, als sei er sich der schwerwiegenden Bedeutung seiner Worte bewußt, fuhr er fort:

"Die Ertragnisse der Majestätsgüter meines Hauses sind bisher in ungehörlich starker Weise angegriffen worden. Das darf hinfort nicht mehr der Fall sein. Ich werde mich bemühen, die Ausgaben auf eine erträgliche Summe zu beschränken. Um dieses wirksam durchführen zu können, bin ich entschlossen, den Dienst zu quittieren und mich hier von Schloß Hohen-Arnstein aus der Ordnung meiner Finanzen, sowie der Regelung meiner Einkünfte zu widmen."

"Den Dienst quittieren", das Wort schlug ein.

Beide Herren, der alte, weißhaarige Justizrat Körber und Rentmeister Diepenbrod, verneigten sich überrascht nicht ganz zu verbergen. Dem Grafen entging dies nicht.

"Es mag Ihnen vielleicht be-remdlich erscheinen, daß ich dem unten Rod in so jungen Jahren Palet sage, aber mir erscheint diese Maßregel als unumgänglich notwendig. Durch die vollständige Abwesenheit der Majestätsgüter meines Hauses von den Stammgütern sind riesige Summen infolge der doppelten Hauskaltungen verausgabt worden. Das Sie, verehrter Herr Rentmeister, mir von dem Stande der Güter berichteten, erleichtert mir den Abtritt ins Zivil, denn ich scheide nur ungern aus dem Kreise meiner Kameraden. Aber es muß sein. Unsere Finanzen müssen auf einen ganz andern Stand gebracht werden."

Freilich, auf Ihre neue Mitarbeit kann ich bei dem mir bevorstehenden Wert nicht verzichten. Hoffen wir, daß die Zeit und der Lohn unserer gemeinsamen Bemühungen nicht vorentfällt."

Der Justizrat erhob sich. "Erlaubt, ich freue mich über Ihren Entschluß im Interesse des gräflichen Hauses, dem zu dienen ich schon seit meiner Jugend die Ehre habe. Wir wollen nicht vom Vergangenen reden — aber, seien Sie erlaucht, der Segen wird nicht ausbleiben, wenn endlich diese riesenhaften Ausgaben für Reisen, Kunstschätze und auswärtige Häuser unterbleiben. Wir waren Ihnen Offenheit schuldig und haben getan, was unseres Amtes war, wenn wir dabei Sie und da auf Mißstände hindeuten mußten, so bitte ich, es uns nicht als Verrätherie gegen unsere Herrschaft anzurechnen. Dem Erben waren wir vollste Aufrichtigkeit schuldig, die Direktive für die Zukunft steht bei Ihrer Disposition!"

Graf Waldemar reichte dem Alten, der lebhafter als sonst seine Art war, geredet hatte, die Hand.

"Lassen wir das Vergangene, — die Zukunft möge uns Früchte bringen, wenn wir vereint darum bemüht sind."

Auch der Rentmeister erhob sich. "Daran soll es nicht fehlen, Erlaubt! Ich freue mich, wenn wir nicht nur Geld aus den Gütern herausrenten, sondern auch einmal etwas hineinstecken können, es tut wahrlich not."

"Soll geschehen, lieber Diepenbrod, wenn wir gehörig darüber beraten haben."

Aber die wettergebräunten Wangen des Rentmeisters ließen ein paar Freudentränen. Er sah in eine glänzende Zukunft.

Der schlechte Zustand, in dem sich die Güter des reichsgräflichen Hauses befanden, war sein ständiger Ärger. Da sollte mit einem Schlage anders — besser werden.

Sein Händedruck fiel demgemäß etwas schwerwiegend aus.

Graf Waldemars langvolle Stimme tönte wieder durch das hohe, weite Gemach, welches dem verstorbenen Grafen Eberhard als Arbeitszimmer gedient hatte.

"Meine Herren, mir verbleibt nur noch die angenehme Pflicht, Ihnen, den wackern Stützen un-

seres Hauses, für die getreue Erfüllung Ihrer schweren Pflichten meinen herzlichsten Dank auszusprechen, zugleich aber auch die Bitte daran zu knüpfen, auch in der Zukunft mir zur Seite zu stehen."



Kaiser Franz Joseph von Österreich †. (Mit Text.)

Beide Herren verbeugten sich erseht. Solche Sprache waren sie an dieser Stätte nicht gewöhnt.

„Ich tat meine Pflicht nach bestem Willen und werde darin auch fernerhin keine Änderung eintreten lassen“, entgegnete der Justizrat. Auch der Rentmeister fügte einige Worte hinzu. „Erlaucht können gewiß sein, daß es mir eine rechte Freude sein wird, weiterhin zum Besten des gräflichen Hauses zu wirken!“

„Das Wort soll gelten. Und nun darf ich die Herren wohl nicht länger in Anspruch nehmen.“

Das war eine Verabschiedung in höflichster Form.

Die Herren nahmen ihre Kappen und gleich darauf befand sich Graf Waldemar allein. Er trat an das Fenster und sah in den Park hinunter, dem seine allzugroße Pflege zuteil geworden.

Schloß Hohen-Arnstein war der Stammsitz der ehemaligen souveränen Reichsgrafen. Ein etwas düsteres, burgartiges Schloß auf einem waldigen Bergfelsen.

Am nördlichen Fuße desselben lag das Städtchen Arnstein, Waldemar konnte in die schmalen Straßen und Gäßchen der einstigen gräflichen Residenz hinablicken.

Ein Seufzer hob seine breite Brust, leise strich er mit der Hand über den Armel seines blauen Kollets mit den farmoisirten Aufschlägen. „Ade, du lustige Leutnantszeit, fröhliche Reiterjugend, jetzt tritt des Lebens Ernst an mich heran.“

Graf Waldemar war einer der hübschesten und zugleich bestgeheften Erscheinungen im Offizierkorps des Kürassierregiments. Sein gebräunt Gesicht zeigte sehr sympathische Züge. Ein blonder Schnurrbart zierte es und die tiefblauen Augen, welche sehr so ernst sahen, konnten auch lustig blitzen.

Vor einem Vierteljahr hatte man seinen Vater in der Erbgruft beigesetzt und nun hatte er als Haupt der Familie über das Wohl und Wehe des Hauses zu bestimmen. Die Finanzen befanden sich in höchst kläglichem Zustande. Teure Reisen und ein großartiges Auftreten seines Vaters und Großvaters waren die Ursachen des pekuniären Rückganges.

Außer dem Schloß unterhielt sein Vater noch mehrere Häuser in verschiedenen Residenzstädten, was ein Heidengeld kostete. Waldemar sah nach Einsichtnahme der Bücher, daß nur ein energisches Galt hier dem sicheren Ruin vorbeugen konnte. Er war stolz gewesen auf den Reichtum seines Hauses und mußte nun die bittere Erfahrung machen, daß dieser Glanz nur Schein war.

Manchen andern hätte diese unangenehme Überraschung vielleicht bedrückt, Waldemar war aber eine energische Natur, er setzte seinen Ehrgeiz darein, aus dem Schein die Wirklichkeit entstehen zu lassen. Das Erbe seines Geschlechts sollte in alter Machtfülle erblühen unter seiner Leitung. Noch war es nicht zu spät. Die unnützen, auswärtigen Besitzungen, welche nur Unsummen kosteten, ohne einen Nutzen zu gewähren, würde er abstoßen.

Eine Gelegenheit hierzu würde sich leicht finden.

Was sollte er auch mit all diesen Wohnstätten anfangen? Wenn er erst verheiratet war, erhielt er ja noch ein schönes Besitztum — die „Seeburg“.

Dabei mußte er an Marga von Seeburg denken. Ein heiterer Ausdruck vertrieb die ersten Linien von seinem Antlitz.

Seine Marga, — was mochte sie wohl zu seinen Zukunftsplänen sagen? Gewiß würde sie jubeln, denn dann hatte sie den Verlobten doch jetzt schon in ihrer Nähe.

Dort draußen in der fruchtbaren Aue glitzerte ein Wasserspiegel, das war der Burgsee. Seine blauen Fluten umspielten die alten Steinmauern der trügigen Seeburg.

Einst in alterglauer Vorzeit war es eine gräfliche Feste gewesen, doch die Herren von Seeburg hatten ihren Vorteil besser zu wahren verstanden als die stolzen Grafen. Heute waren die Seeburger das reichste Geschlecht in der Landschaft.

Daran dachte Graf Waldemar nicht. Er liebte Marga so wie sie war, daß sie nebenbei auch die beste Partie darbot, kam ihm nicht zum Bewußtsein.

Seine Gedanken eilten leichtbeschwingt in die Zukunft. Goldene Träume umgaukelten ihn. Wenn nur erst die Trauerzeit um wäre, — dann, ja dann wurde die lebhafteste, strahlende Marga Frau Gräfin.

Ein leichtes Rollen drang mit der weichen Sommerluft in den Raum. Hastig öffnete Waldemar den Flügel ganz und lehnte sich hinaus. So vermochte er die Zufahrt zum Torturm ins Auge zu fassen. Ein Leuchten glitt über seine Züge. Eilfertig zog er sich zurück und ging mit schnellen, federnden Schritten hinab.

Als er eben unter das Portal trat, hielt ein zierliches Bred an der Freitreppe. Die Lenkerin des Gespannes senkte gräusend die Peitsche. Aus ihren Augen glitt ein Strahl von Frohsinn und Liebe zu ihm herüber.

„Marga!“ Mit etwas ungräflichen Sprüngen eilte er die Stufen hinunter. Ein Diener nahm ihr die Zügel ab und Graf Waldemar half ihr vom Führersitz, wobei er nicht unterlassen

konnte, die schlanke, in leichten, weißen Moll gehüllte Gestalt leicht an seine Brust zu drücken, ehe er seiner Braut, dem Fräulein von Seeburg, die Hand küßte.

Die beiden waren so im gegenseitigen Anschauen versunken, daß sie das mehrfache, distrete Kläppern einer alten, in dunkler Seide gekleideten Dame nicht vernahmen.

„Wollen nun Euer Erlaucht gefälligst ein wenig die Himmelsleiter herabsteigen zur Alltäglichkeit, so wird es mich freuen.“ Andererseits kann ich ja auch schließlich ohne Ihre Beihilfe meinem erhabenen Postament hinabklettern.“

Waldemar und Marga fuhren auseinander.

„O, bitte tausend mal um Verzeihung, Gnädigste!“

„Gott, das Tantchen!“

Der Graf reichte der Dame die Hand und half ihr sofort von dem allerdings etwas hohen Sitz. Jetzt stand Dorette, die Baronin von Segernhall, vor dem Paar und blinzelte aus munteren Augen den Grafen lustig an.

„So, da haben Sie uns, Erlaucht! Jung Blut hat nicht viel noch Ruh! Was will ich alte Frau dagegen tun. Ich vertraue meinen schwachen Leib diesem hochwürdigen Behütel an und danke meinem Schöpfer, daß ich heil hier angekommen bin. Man soll nämlich verliebten Personen niemals ein Venteramt anvertrauen.“

„Aber Tantchen, die braven Ökonomieken wissen den Weg allein.“ „Stimmt, denn sie ließen sich durch meine saloppe Zusage führung nicht abhalten, den richtigen Weg einzuhalten.“

Waldemar bot artig der alten Dame den Arm.

„Darf ich die Damen in das Schloß bitten? Seine Gnade steht bereit zum Empfang solcher lieber Gäste.“

Das war keine Phrase, man sah es ihm an, wie er sich freute. Während er mit der kleinen Baronin voranschritt, blieb Marga auf der Freitreppe stehen und sah sich in dem Schloßhof auf ihre lichte Gestalt hob sich wirkungsvoll von dem dunklen Hintergrund ab. Die alten düsteren Mauern sahen lange nicht mehr grämlich aus, seit dieses jungfräuliche Leben zwischen ihnen weilte.

Marga war von mittlerer Größe. Braunes Haar legte sich natürlichen Wellen um eine hohe Stirn. Die braunen Hajaugen blickten jetzt voll verhaltener Sehnsucht in den Park hinunter, wo sie so liebte, weil in unmittelbarer Nähe der väterlichen Seeburg ein solch prächtiger Baumstand zu finden war. Das kräftig modellierte Antlitz der jungen Braut deutete einen stark envidiellen Eigenwillen an. Um den Mund lagerte ein scharfer Zug, der Zeiten dem Gesicht etwas Hochmütiges gab und in schönster weiche Harmonie der Gesichtsbildung störte.

Mit raschen, festen Schritten folgte sie dem Paare. Die Baronin vertrat Mutterstelle an der jungen Erbin, die im vorigen Jahr majorem geworden war. Margas Vater ruhte ebenfalls schon einige Jahre an der Seite seiner früh verstorbenen Gemahlin.

Dorette von Segernhall liebte ihre Nichte sehr, was von die in gleichem Maße erwidert wurde. Trotzdem war die alte Dame von Herzen froh, als Graf Waldemar um die Hand der jungen Seeburgerin anhielt. Sie erkannte, daß dieser Mann nur die Weib und nicht die Erbin in Marga begehrte.

Marga von Seeburg war nicht leicht zu lenken und die Baronin merkte, daß ihr Einfluß auf die Nichte mit jedem Tage abnahm. Da war es gut, wenn die Eigenwillige unter eine feste Hand kam. Und die hatte der junge Graf entschieden.

Marga liebte Waldemar mit der ganzen Festigkeit eines unberührten, tief empfindenden Weibes.

Aber ihr lebhafter Geist strebte aus der Enge des Landlebens hinaus in Fernen. Das öde Einerlei der Alltäglichkeit befriedigte ihren Latendrang nicht. Sie fühlte einen innerlichen Drang nach Entfaltung der regen Kräfte, die sie besaß.

Mit einem Wort, sie suchte das Leben!

Wenn sie erst Gräfin von Hohen-Arnstein war, mußte sich eine entscheidende Wendung in ihrem Leben, nach ihrer Meinung, vollziehen. Dann trat sie mit einem Schlage all den Dingen und allem den Menschen näher, denen sie jetzt fern bleiben mußte.

Sie besaß ein künstlerisches Empfindungsvermögen, das ab und zu halb unbewußt in ihr gährte. Ein gewisses Talent zum Modellieren hatte ihr schon manche frohe Stunde verschafft, aber fehlte ihr an dem rechten Anschluß. Als Waldemars Gattin in der Residenz wohnend, wo sein Regiment stand, würde sie Gelegenheit haben, sich in die Kunst und ihre Schöpfungen zu vertiefen.

Graf Waldemar fragte die Damen, wo sie einige Erfrischung einnehmen möchten.

„Im Gartensalon ist es um diese Nachmittagszeit recht warm wie wäre es, wenn wir uns unter die Linden begeben würden. Dort ist es schattig und die Luft weht erfrischend über die Terrassen.“

„Ach ja, bitte!“ fiel Marga lebhaft ein. „Nicht wahr, Tantchen, die Lust dort wird dir nicht schaden?“

„Nein Kind, das tut sie nicht. Zudem bin ich ja gottlob nicht eine solche alte, mürrische Frau, daß ich jungen Menschen

ne euch, die Freude an der Natur vergnügen sollte. Im Gegen-
teil, ich bin sehr dafür! Also lassen Sie immerhin dort einen
einen Imbiß servieren, Erlaucht!"

Graf Waldemar richtete seine guten Augen mit ernstem Aus-
druck auf die alte Dame.

"Eine Bitte habe ich an Sie, teuerste Frau Baronin! Lassen
Sie, bitte, den Titel fallen, wenn Sie mir eine Gunst erweisen
wollen, für die ich Ihnen recht dankbar wäre. Ich möchte für
Sie nicht mehr sein, als der Waldemar Hohen-Arnstein, das würde
ich stolz machen."

Die Augen der Dame sahen ihn gütig an. "Von Herzen
an, Waldemar."

Sie reichten sich die Hände, mehr bedurfte es zwischen ihnen
nicht, sie verstanden sich auch so.

Auf der Terrasse ging es bald lebhaft her. Der Besuch seiner
geliebten Braut hatte den Grafen nicht nur sehr erfreut, sondern
auch von den unerquicklichen Gedanken abgezogen, welche
die Lage seines Hauses ihm verurteilte.

In heiterster Laune unterhielt er sich mit Marga. Die Baronin
redete gern ein wenig.

"Eigentlich ist es wohl nicht ganz statthaft, daß die Braut dem
Verlobten so ohne weiteres Besuche macht. Doch bei uns auf dem
Lande nimmt man es nicht so scharf. Als ich daher in Margas
glänzenden Augen den brennenden Wunsch nach einem Wieder-
sehen las, schwauben meine Bedenken und ich fügte mich gern in
die Rolle eines Elefanten. So nennt ja wohl ein burschikoser
Ausdruck uns Tugendwächter."

Margas melodisches Lachen klang silberhell unter dem Laub-
dach der uralten Linden.

"Tantchen, das ist gottvoll, — der Begriff 'Elefant' und mein
schätzbares Hausmütterchen von der Seeburg."

Auch Waldemar lächelte, als er jetzt der lustigen Dame die
Hand küßte. "Um so dankbarer bin ich Ihnen, teuerste Baronin,
weil Sie mutig dem ominösen Beinamen trotzen und mir mein
Bräutchen ins Haus brachten."

Ernstler und mit einem innigen Blick auf Marga fuhr er fort:
"Nach all den schweren Dingen der letzten Tage tut meinen
Nerven eine heitere Auffrischung wohl. Die Verhältnisse zwingen
mich zu einem veränderten Lebensgang. Ich möchte Ihnen davon
Mitteilung machen, wie es meine Pflicht ist, mit meiner zukünf-
tigen Gattin und deren mütterlichen Freundin darüber zu sprechen."

Überrascht ruhten die Blicke der beiden Damen auf dem
Sprechenden. Man wußte wenig über die inneren Angelegenheiten
des graflichen Hauses. Daß die bisherigen Reichsgrafen ein wenig
über die Verhältnisse lebten, war bekannt, aber inwieweit dies einen
Einfluß auf den Vermögensstand des Hauses ausübte, darüber war
niemand unterrichtet, da ein jeder die Grafen für sehr reich hielt.

Waldemar begann seine Auseinandersetzungen.

"Es liegt mir fern, an der Lebensführung meiner Eltern
etwas Kritik zu üben, durch mein nunmehriges Verhalten.
Aber ich bin gezwungen, meine Ausgaben auf einen anderen Fuß
zu bringen und allen unnützen Ballast über Bord zu werfen.
Bisher legte man das Hauptgewicht auf die Instandhaltung ver-
schiedener Wohnungen in einigen Städten. Ich aber gedenke
mein Hauptinteresse auf unser altes Stammhaus hier und vor
allem auf die Güter zu übertragen. Es spricht da ein gewisser
Vertrag mit. Die Güter verlangen nach Beihilfen und ich muß
diesem Zwecke einige Besitzungen an Luxuswohnhäusern ver-
kaufen, die ich doch nie bewohnen würde. Heute kann ich das nach
Belieben tun, während ich, bei Fortsetzung der bisherigen Lebens-
weise, in einigen Jahren dazu gezwungen wäre. Stückweise
wird mich nichts, ich muß von Grund auf organisieren und werde
diesem Zwecke meinen Abschied einreichen. Mein ernstes Be-
gehren ist, den alten Glanz meines Hauses wieder zu festigen,
denn erblicke ich meine Lebensaufgabe."

Seine sonore Stimme hatte einen festen, warmen Klang, als
er diese Worte sprach.

In das leichte Erstaunen, welches diese Mitteilung bei der
Baronin hervorriefen, mischte sich eine ungeteilte Bewunderung.
"Das ist ein Mann!" dachte sie und freute sich.

Anders war die Wirkung bei Marga. Diese war zunächst ver-
wundert, dann bestürzt.

Was suchte nur den guten Waldemar an, daß er einer solchen
Vermögensgeschichte eine derartige Bedeutung einräumte? Die
Grafen waren reich, was tat es, ob die Einkünfte auf einmal ge-
ringer waren, genug, übergengung behielten sie doch zum Leben.
Aber der Entschluß des Grafen, die Offizierslaufbahn auf-
zugeben, hatte für sie selbst schwerwiegende Folgen. Ihr ganzes
Zukunftsgedäude kam ins Stürzen.

Sie hatte sich ein reiches, anregendes Leben an der Seite des
glänzenden Offiziers in der Residenzstadt ausgemalt, wo doch alle
Kreise einer feineren Kulturwelt zusammenliefen. Und nun —!

Sie grub die Zähne in die Unterlippe.

Waldemar war so ganz erfüllt von seiner Aufgabe, daß er die
jornige Erregung Margas völlig überjah. Erst ihr Einwurf machte
ihn aufmerksam.

"Verstehe ich recht, — du willst nicht länger mehr Offizier sein?"

"Gewiß, meine Liebe. Ich werde künftighin meine Kräfte in
der Verwaltung meiner Güter üben, denn ein müßiges Leben
wäre undenkbar."

"Mein Gott! — —! Verwaltungsbeamter willst du spielen?
Zu derlei Posten gibt es doch Leute genug. Das brauchst du doch
nicht selbst zu tun."

"In deinen Worten liegt ein gewisser Zweifel. Allerdings
werde ich, für den Anfang gewiß, nicht das leisten, was ein gelehrter
Beamter darin leistet. Aber darin liegt der Schwerpunkt nicht
allein. Schon zu lange haben meine Güter das Auge des Herrn
entbehrt, auch wenn die Vermögensverwaltung in den besten Hän-
den lag. Außerdem bleibt mir nichts anderes übrig, wenn ich
reinen Tisch machen will. Will ich weiter Offizier bleiben, was
nie meine Absicht war, so muß ich auf meine Stellung Rücksicht
nehmen. Der Name verpflichtet. So aber wird mir niemand
verabsehen, wenn ich die Haushaltungen in Alenheim und Renn-
hausen auflöse, die dortigen Wohnsitze veräußere."

"Wie, du wolltest Schloßchen Tannwald in Alenheim ver-
kaufen?"

Fast erschrocken sah Marga aus.

"Allerdings", erwiderte Waldemar ruhig. "Gerade in der
kleinen Residenz und Garnison meines Regiments beabsichtige
ich alle Brücken hinter mir abzubreaken."

"Entschuldige, — aber hierfür fehlt mir jedwedes Verständnis.
Du gibst eine Position auf, um eines Phantoms halber."

Margas Augen sprühten vor Zorn. Waldemar bemerkte es
mit Bescheidenheit.

"Ich bin überzeugt, du wirst mir noch recht geben. Ich möchte
jeglicher Verpflichtung dort entkommen sein, da das Leben gerade
dieselbst höhere Anforderungen stellen würde."

Marga aber fuhr auf.

"Mir will es nicht in den Kopf, daß du auf einmal deinen Beruf,
den du stets mit Liebe und Eifer gepflegt hast, aufgeben willst.
Du könntest die Verwaltung dieses Besitzums von dort aus gut
übersehen, ohne deine jetzige Stellung aufgeben zu müssen."

"Das wäre eine halbe Maßregel und führte zu unnützen Kollis-
sionen. Was ich tue, das tue ich ganz."

"Du willst also als solider Krantjunker auf dem Schlosse deiner
Väter sitzen und deinen Kohl brennen?"

Die Frage klang unendlich spöttisch.

"Zu meinem Bedauern sehe ich, daß du mich nicht völlig ver-
standen hast, liebste Marga. Glaube nicht, daß es mir leicht wird,
dem bunten Rod abzuweichen. Einmal mußte es aber doch sein,
ob nun einige Jahre früher tut nichts zur Sache. Auf Advance-
ment allein dient unsereins nicht. Ich bin ein Frontoffizier, der
seinen Platz ausfüllt, ich habe schon einige Kommandos aus-
geschlagen, will andern, die es nötig haben, nicht den Platz
versperren, da ich nun einmal nicht weiter dienen wollte. Ich
muß jetzt den Platz räumen. Auch als Offizier habe ich andere
Verpflichtungen wie ein simpler Leutnant Müller oder Schulze.
Dem geh ich jetzt aus dem Wege."

Marga lachte trotzig auf.

"Du räumst der Vermögensangelegenheit einen viel zu breiten
Raum ein. Meines Erachtens kann ein Mann unseres Standes
nur die eine Verpflichtung haben, wenn ihn keine andere Neigungen
treiben, mit der Waffe seinem Fürsten und dem Lande zu dienen."

"Das habe ich getan und wenn einst dem Vaterlande eine
Stunde der Not schlagen sollte, so wird man den Waldemar
Hohen-Arnstein in den vordersten Reihen der Kämpfer finden."

Bei einem andern Manne hätten diese Worte leicht wie eine
Phraze wirken können. Nicht so bei dem jungen Grafen. Er sprach
seine Überzeugung und seine Liebe zum Vaterlande damit aus.

Die Baronin, welche bisher mit stummem Interesse den Ver-
handlungen gefolgt war, mischte sich ein. "Wie dem sei, liebe
Marga, du samst das vollste Vertrauen in die Maßnahmen
deines Verlobten setzen. Er wird reiflich überlegt haben, was er
zu unternehmen hat. Und es wird zum Besten ausschlagen."

(Fortsetzung folgt.)

Ihr bestes Kind.

Skizze von Ilse-Dore Tanner (Elsa Dellers).

(Nachdruck verboten.)

Frau Male Kallniß hantierte hurtig, wie es ihre Art war,
in der Küche umher. Die Arbeit flog ihr nur so von der
Hand, und daß sie recht geräuschvoll war und die Töpfe, Tiegel
und Teller klirrten, war jedermann an ihr gewöhnt und wun-



Winter auf dem südöstlichen Kriegsschauplatz. (Mit Text.)

berte niemand — groß und stark und energisch wie sie war. Und wie die Gegenstände sich von ihrer großen, kräftigen Hand schieben und stoßen ließen, wohin sie wollte, so auch ihre fünf Kinder: sie machte nicht viel Federlesens mit ihnen, und das schien auch bei den derben, rotbäckigen Blondköpfen nicht angebracht; sie sahen aus, als könnten sie einen Puff vertragen. Gute Worte hörten sie selten, und Zärtlichkeiten kannten sie gar nicht von der Mutter, aber ihre Hand sah sehr loder, und es gab Tage, an denen es „Kabentöpfe“ nur so regnete.



Heinrich Leonhard v. Tschirschky und Bögendorff,
deutscher Botschafter in Wien. (Mit Text.)
Phot. G. W. H. Berlin

Der bloße, schmal schultrige Fritz Kallnieß, Dorfchneider seines Zeichens, ordnete sich in jeder Beziehung der überlegenen Energie seiner Frau unter. Er war froh, daß die Kinder nach ihr geschlagen waren, daß er verhältnismäßig sorgenlos auf eigenem, kleinen Besitz seinem Beruf nachgehen konnte, und daß jene schlimme Zeit, da Hunger und Not vor seiner Tür gestanden hatte, durch die Tatkraft seiner Frau längst überwunden war.

Ab und zu kamen Tage, an denen Frau Male in ein dumpfes Brüten versank. Aber ihrer

Nahezuwurzel stand dann eine senkrechte, tiefe Falte, der Ausdruck ihrer Augen bekam etwas Stieres, und wenn man sie anredete, wachte sie auf wie aus tiefem Traum. Die Eltern wußten dann: „Mutter denkt wieder daran“, und Mann und Kinder gingen ihr so viel wie möglich aus dem Wege; nur Leute, die nichts wußten von den inneren Geschehnissen in der Familie Kallnieß, meinten: „Die Kallnießes glubst all wieder.“

Als Herr Kallnieß die Küche betrat, sah er sofort, daß seine Frau wieder ihren Tag hatte. In sein Gesicht kam ein ängstlich verlegener Ausdruck, und er mußte sich erst räuspern, ehe er schüchtern fragte: „Was hat dir der Herr Budgetreiter gesagt, wann er den Rod haben muß?“

Male fuhr zusammen und sah ihn verständnislos an, und er mußte seine Frage nochmal wiederholen, ehe sie kurz erwiderte:

„Heute über acht Tagen will er ihn haben.“
Herr Kallnieß räusperte sich noch einmal. „Manchen, trautst du, mußt all wieder dran denken?“ fragte er sanft-vortourfsvoll.

Es kam wie ein Aufstöhnen von den Lippen der großen, starken Frau.

„Es wird mich noch verrückt machen, halb divant bin ich schon.“ Sie schob mit energischem Ruck den Kopf, den sie gerade in der Hand hielt, aufs Bret und trocknete flüchtig die Hände an der Schürze und ging dann zum Schrank, dessen oberstem Fach ganz hinten aus der Ecke sie eine Stoffbüchse entnahm, in der es bei der Bewegung heftig klapperte. Sie stellte diese auf den Tisch, nahm den Deckel ab, und winkte ihrem Mann.

„Bis obenhin voll mit Talern. Die hab' ich mir abgespart. — Nichts Neues hab' ich mir gekauft in all den Jahren, wenn die Leute auch gemeint haben, ich sei griet-

sich und trüg' immer nur die alten Noddern. Das reicht zur Reise, ich will hin und will ihn sehen. Ich halt's nicht mehr aus, ich muß wissen, was aus ihm geworden ist, und ob's ihm auch gut geht, meinem goldenen Jungen, meinem trautesten Enkelchen.“ Sie fiel plötzlich auf einen Stuhl, schlug die Schürze vor Gesicht und fing bitterlich und haktlos an zu schluchzen.

Herr Kallnieß stand einen Augenblick ratlos, er hatte seine Frau seit vielen Jahren nicht weinen sehen — seit zwölf Jahren.



Dr. Kurt Zorge,
Direktor der Geison-Werke in Magdeburg.
Goldmed. Nicola Perscheid. (Mit Text.)



Die Post der in der Schweiz internierten Kriegsgefangenen
verschiedener Staaten:

Deutscher, französischer und englischer Soldat bei Verteilung der Post unter Aufsicht eines Schweizer Soldaten.

nicht, solange war es her, daß — Er mochte nicht gerne
 „Man jenen Tag denken, an dem sie ihren Drittgeborenen, ihren
 „fragt Ernst, für Geld fortgegeben hatten an die vornehmen, reichen
 Fremden. Es kam ihm manchmal vor wie eine schwere Schuld,
 en daß seine Schultern herabdrückte und wie ein Alp sich oft in
 schlaflosen Nächten auf seine Brust legte.

sie gehörten jetzt zu den wohlhabendsten Leuten im Dorfe, trotz
 der fünf Kinder, und seit sein Ältester, sein Joseph, ihm so heißig
 half, hätte er sich können zur Ruhe setzen, wenn's ihm beliebte.
 Und damals war doch die Frau gewesen, die den ganzen
 Handel eingefädelt, die ihm alle seine Bedenken ausgeredet hatte.
 Und daß die Fremden gerade hatten den dreijährigen Ernst haben



Des dritten Kriegewinters erster Gruß. Gezeichnet von Kurd Albrecht.

Und die Not war doch so groß gewesen zu jener Zeit. Wenn
 er die achthundert Mark nicht hätte in drei Tagen zahlen können,
 wäre er obdachlos gewesen mit seiner Frau und den fünf kleinen
 Kindern, von denen das älteste sieben Jahre war — das sechste
 sollte in wenigen Wochen geboren werden. Die dreitausend Mark,
 die sie damals erhalten, hatten allen Sorgen ein Ende gemacht,

wollen, der etwas feiner, etwas zarter aussah als seine verb-
 bauerischen Geschwister, und auch mehr Wartung beanspruchte,
 war ihr gerade recht gewesen. Ein paar Tränen hatte der Ab-
 schied freilich gekostet, aber er hatte sich damals selbst gewundert,
 daß er ihr verhältnismäßig so leicht fiel.

Und daß sie sich nun, die doch so hart und tarsch zu den Ein-

dem war, um diesen einen, der ihr nicht mehr gehörte, so härmte und gränzte, das begriff er nicht.

Er trat neben sie und strich ihr begütigend über den Oberarm. „Aber Malchen, mein trauſtes Malchen, natürlich ſähſt du, wenn du wiſſſt. Hätt'ſt dir gar nicht brauchen das Geld dazu ſparen, weiſt doch, ich geb' dir, was du wiſſſt — aber — aber du weiſt doch, was wir damals haben müſſen unterſchreiben —“

Sie hob die vom Weinen verſchwellenen Augen. „Natürlich weiß ich, ich will ja auch gar nicht mit ihm reden, nur ſehen will ich ihn. Ich will wiſſen, wie's ihm geht. Ach Gott, Kallnieß, daß wir auch gerade ihn haben fortgeben können, unſer beſtes Kind!“ ſchluchzte ſie auf.

Herr Kallnieß ſchüttelte den Kopf, und ſoweit das bei ſeinem gutmütigen Geſicht möglich war, ſtand ein Zug des Unwillens darauf. „Nein, Malchen, nein, wie kannſt du nur ſo was ſagen! Unſere Kinder ſind alle wohlgeraten und haben uns nie den Kopf did gemacht, und der Ernſtchen war erſt drei Jahre alt, wie wir ihn haben fortgegeben. Wie kannſt du da ſagen, daß er der Beſte iſt!“

Frau Male ſtand mit einem Ruck auf, ihre grauen Augen ſprühten. „Er war der Schönſte, der Klügſte, der Beſte, das haben die vornehmen Leute gleich geſehen, deſhalb haben ſie gerade ihn haben wollen. Sollſt ſehen, was für ein ſchöner, ſtarker Junge er wird geworden ſein, ganz anders wie die andern.“

Herr Kallnieß ſchüttelte wieder den Kopf, und das Kopfſchütteln verſtärkte ſich noch, als ſeine Frau gleich darauf den Jüngſten, den Paulchen, der ſich ſchüchtern hereindrückte und um ein Butterbrot bat, beſtig anfuhr:

„Wart ab, bis du was frießſt, Freſſack!“

Er ſchüttelte noch immer den Kopf, als er ſchon auf ſeinem Schneidertisch ſaß. Was waren die Frauenſleute doch komiſch! Damals war's der Male gerade recht, daß ſie den Ernſtchen haben wollten, der ſo viel quarte und weinte und mehr Arbeit machte als die andern, und jezt ſollt' er mit einem Male der Beſte ſein!

Frau Male beſtand auf dieſer Reiſe, die ſo weit war — vom äußerſten Zipfel Oſtpreußens bis nach Berlin —, und ſie war doch noch nie gereiſt. Alle fanſten Verſuche ihres Mannes, ſie davon abzubringen, ſcheiterten.

So ſaß ſie denn eines Tages in einem Abteil vierter Klaſſe und fuhr nach Berlin. Sie war noch niemals in der Eiſenbahn gefahren, und das Rattern und Schwanken machten, daß es ihr ſchlimm und weh wurde und ſie nicht einen Biſſen der mitgebrachten Vorräte genießen konnte.

Mit dumpfem Kopf und einem Schwäche- und Abſeitsgefühl entſieg die ſonſt ſo frühe Frau Male dem Zuge und ſtand dann, ihre große, geſtickte Reiſetaſche in der Hand, ratlos im Gewühl der Großſtadt. Es brauſte und ſauſte in ihren Ohren, und ſie hatte nur das eine Gefühl, daß ſie abſolut außerſtande ſei, ſich allein zum Goſpiz hinzufinden, das der freundliche Amtsvorſteher ihr aufgeschrieben hatte. Sich aber an einen der vielen, vielen fremden Menſchen zu wenden mit einer Frage, dazu war ſie zu ängſtlich und mißtrauiſch. Man erzählte ſich dort oben in Oſtpreußen Schaudergeſchichten, die vertrauensvollen Reiſenden in Berlin paſſiert waren.

So beging ſie denn die ungeheure Verſchwendung, ſich von einer Droſchke nach ihrem Beſtimmungsort bringen zu laſſen. Sie hatte von dieſer Fahrt nur den Eindruck häßlicher, himmelhoher Häuser, raſſelnder, fauchender, lärmender Fuhrwerke und unendlich vieler haſtender Menſchen, und war froh, als ſie endlich in ihrem kleinen, einfachen Zimmerchen ſaß. Da merkte ſie auch erſt, wie hungrig ſie war, und machte ſich über die belegten Brote und harten Eier her, die ſie von zu Hauſe mitgenommen hatte. Dann ſiel Frau Male in tiefen Schlaf und träumte, ſie wäre daheim in ihrem hübschen, kleinen Hauſe, und ſtände vor ihrem Manne, der auf dem Schneidertisch ſaß, mit dem Kopf ſchüttelte und deutlich ſagte:

„Reiß nur, Malchen, kannſt ruhig reiſen, aber'n Zwed von dieſer Reiſe kann ich nicht einſehn.“

Es war heller Tag, als ſie am nächſten Morgen aufwachte. Sie zog ſich haſtig an und ließ ſich den Kaffee bringen. Das freundliche junge Dienſtmädchen fragte ſie dann nach dem Wege zum Grunewald und war ſehr erleichtert, daß die elektriſche Bahn dorthin nur wenige Schritte vom Hauſe hielt.

Mit erwartungsvoll klopfendem Herzen ſaß ſie dann in dem Wagen. Sie hatte eigentlich gar keine richtige Vorſtellung, wie ſie es machen wollte, ihren Jungen zu ſehen. Sie hatten ja damals beide, ſie und ihr Mann, unterſchreiben müſſen, daß ſie das Kind niemals beſuchen würden, daß es überhaupt für ſie nicht mehr vorhanden ſein dürfte.

„Und wenn ich den ganzen Tag vor dem Hauſe warten ſollte. Einmal muß er doch ausgehen!“ hatte Frau Male daheim gemeint; und „die Polizei wird dich noch aufgreifen!“ hatte Kallnieß geantwortet.

Nun überkam ſie plötzlich mit lähmender Angſt der Gedanke, daß ihr Junge am Ende gar nicht mehr in Grunewald ſein könnte, die vornehmen Leute verreiſen ja manchmal im Sommer oder — am Ende wohnten ſie überhaupt nicht mehr dort.

Sie hatte das Haus, in dem Direktor Waldaus wohnte, bald gefunden. Vornehm blühte die weiße Villa zwiſchen den dunklen Kiefern hervor, und vom Hauſe bis an das hohe Eiſengitter erſtreckten ſich Raſenplätze mit blühenden, hochſtämmigen Roſen und Blumenbeeten. Und während Frau Male mit ſelbſtſüchtigen Augen zwiſchen den Gitterstäben, vor denen allerlei Büſche ſtanden, hindurchſah, kam der Poſtbote den ſchmalen Kiesweg herabgeſchritten und trat auf die Straße. Sie wandte ſie ſich mit ſchnellem Entſchluß an ihn mit der Frage: „Wohnt hier der Direktor Waldaus?“

Der Beamte nickte: „Jawohl — Eingang für Dieſeranten links um die Ecke, der vorn iſt nur für Herrſchaften.“

Frau Male hatte nur das „Jawohl“ gehört — und ſie ſtand weiter faſt unbeweglich am Gitter und ſuchte mit ihren Augen die Fenſter ab, doch niemand war zu ſehen.

Da knirſchte leiſe der Kies des Weges wie unter Rädern und von der andern Seite der Villa her kam langſam ein hübſcher, von einem Livreebedienten geſchoben, daneben ging eine Dame. Das war die Frau Direktor, ja, das war ſie — trotz der jezt leicht ergrauten Haare erkannte Frau Male ſie ſofort. In dem Wagen ſaß — ein Zittern lief plötzlich über den Körper der großen, ſtarken Frau, und ihre beiden Hände krampfhaft ſie wie eine Stütze ſuchend, um die Gitterstäbe vor ihr. Der junge Menſch, der dort in dem Wagen ſaß, blaß und ſchmal und bedächtig, das war er, das war ihr Ernſtchen — er ſah ſo fremd an und war doch Kallnieß ſo ähnlich, ſo wie er damals ausgeſehen hatte, als er eben die ſchwere Lungenentzündung gehabt hatte.

Sie drückte das Geſicht gegen die kalten Eiſenstäbe und ſah — und ſah. — Nicht vor ihr, nur durch ein paar Büſche in Bäume getrennt, hielt der Wagen an, die Frau Direktor und der Diener halfen dem jungen Menſchen heraus, ſie zog ſeine Arm durch den ihren, der Diener reichte ihm einen Stod, und langſam, mit dem ſtark wiegenden Gang der Hüftlahmen, ſah er neben der Frau, die jezt ſeine Mutter war, den einen breiten Gartenweg auf und ab.

Es ging etwas Merkwürdiges vor in Frau Male. Es war, als täte ſich ein Abgrund auf zwiſchen ihr und dem armen Krüppel dort, als ſei er gar nicht ihr Sohn. All ihr geſundes Bauernblut empörte ſich gegen ihn, galt es doch daheim in ihrer Kreiſen faſt für eine Schande, ein Kind zu haben, das ein Krüppel war. Und ſie dachte daran, wie ihr Ernſtchen, als er noch ſo klein geweſen, immer über ſein Bein geklagt und geweint hatte und immer aufgenommen ſein wollte, und wie oft ſie ungeduldig geweſen war und über die viele Arbeit, die er ihr machte, geſcholten hatte.

Das leiſe Klirren von Geſchirr ließ ſich hören, der Diener brachte ein Tablett mit Tellern und Täſſen und ſetzte es auf den kleinen Tiſch hinter den Büſchen. Mutter und Sohn kamen herab und vorſichtig half ſie dem großen Jungen, ſich in den bequemen Korſtuhl zu ſetzen. Der Diener legte eine Decke um ſeine Arme und die Frau Direktor beſtrich, belegte und zerſchnitt ihm die Brötchen, verſuchte die Brühbe, ob ſie auch nicht zu heiß ſei, und plauderte liebevoll und heiter mit ihm. Frau Male hörte ihre Stimme und ihr Lachen ganz deutlich, und ab und zu konnte ſie einzelne Sätze verſtehen.

„Wie gut, daß ich dich ganz ſo für mich habe, Ernſt!“ hörte ſie die Frau Direktor ſagen.

Herrgott, ja, bei den reichen Leuten machte es nichts, wenn ein Kind nicht arbeiten und nichts verdienen konnte? Und die Frau dort hatte den lieben langen Tag nichts weiter zu tun, als den Jungen zu bedienen und zu pflegen. Eine grenzenloſe Erleichterung überkam Frau Male, daß der Junge dort nicht mehr ihr Kind war. Daheim würde er herumgeſtoßen und verhöhnt werden — ein unglücklicher Krüppel — und hier hatte er ſo gut und war froh und glücklich — ſie hörte wieder und wieder ſein helles Lachen herüberſchallen.

Noch einen langen Blick warf Frau Male Kallnieß auf das Kind, das ſie geboren hatte. Dann wandte ſie ſich zum Gehegen. Es war nichts von Schmerz und von Mitleid in ihr, nur eine große Leere, ſo als habe ſie etwas unwieberbringlich verloren, das ihr Fühlen und Denken bisher zum größten Teil ausgefüllt hatte.

Am liebſten hätte ſie ſich gleich in den Zug geſetzt und wäre nach Oſtpreußen zurückgefahren, aber wenigstens noch die Vindobener und das Brandenburger Tor und das Schloß mußte ſie ſehen, man hätte ſie ſonſt ausgelacht daheim. Und — ja, das durfte ſie nicht vergeſſen, Kallnieß und den Kindern mußte ſie etwas mitbringen, ein paar Ledereien, ein paar buntgeränderte Taſchentücher, auch ein Bild vom Schloß und vielleicht vom Kaiſer.

Als Frau Male am nächsten Morgen mit der Reisetasche in der Hand über die Wiesen ihrem Dörschen zuschritt und mit tiefen Sätzen die kräftige Deemallust einatmete, hatte sie ein Gefühl im Herzen, das sie, wenn sie nicht die schlichte, ostpreussische Landfrau gewesen wäre, sehnüchliche Erwartung und Heimatglück genannt haben würde. Sie dachte an Kallnieh, der so brav und still und fleißig war und ihr nie ein böses Wort sagte, trotzdem, ja, trotzdem — sie schämte sich, diesen Gedanken weiterzudenken. Und sie dachte an ihre fünf gesunden, kräftigen, fleißigen Kinder. Sie hatte daheim nicht viel erzählt von ihrer Reise, nach Berlin, nur die Hauptsache, und ihr Mann hat sie nicht viel gefragt. Es genügte ihm, daß es dem Ernst gut geht. Wie wieder hat Frau Male Kallnieh „daran“ gedacht, wenigstens haben niemals wieder die Thren darunter zu leiden gehabt, und die Kinder meinten sogar, Mutter sei jetzt viel „guter“. Manchmal nur, wenn es recht still um sie ist, sieht Frau Male wie ein Traumbild einen blassen, vornehmen Jungen im Rollstuhl in einem blühenden Garten vor sich und meint den Rosenrost zu spüren, der über das eiserne Gitter zu ihr dringt.

Etwas vom Punsch.

Vier Elemente,	Oh es verdunstet,
Junig gesellt,	Schöpft es schnell!
Bilden das Leben,	Nur wenn er glühet,
Bauen die Welt,	Labet der Quell.

So preist unser größter deutscher Dichter Friedrich v. Schiller den Punsch von ihm sehr geschätzten Punsch und als er dieses Lieblingsgetränk bei dem von Goethe veranstalteten Mittwochstränzchen, und was das geistige Elite Weimars in zwangloser Geselligkeit vermischt, einführte, dichtete er noch sein zweites, berühmteres Punschlied „Im Norden zu singen“:

Drum ein Sinnbild und ein Zeichen,
Sei uns dieser Feuerlast,
Was ein Mensch sich kann erlangen
Mit dem Willen, mit der Kraft.

Man will wissen, daß Schiller den feurigen Trank bereits auf der Karlschule kennen lernte, und sich gern damit die Dual seines damaligen Lebens versüßte, und sich durch ihn zu seinen Dichtungen anregen ließ. Später rühmte er seiner angebeteten Laura nach, daß sie, wie keine andere, das Punschbrauen verstände.

Zu jener Zeit wurde der Punsch in Deutschland erst volkstümlich, nachdem ihn die Engländer in Europa eingeführt hatten. Diese wieder lernten ihn in Ostindien kennen, wo er unter dem Namen Bantscha ungemein beliebt war, sich aber dort, nicht wie Schiller singt, aus vier, sondern aus fünf Elementen zusammensetzte. Das Originalrezept lautete nämlich: Eine Säure (Zitronensaft), eine Süße (Zucker), ein Gewürz (Muskat, Zitronenschale, Zimmt etc.), eine geistige Flüssigkeit (Wasser, Cognat, Rum) und Wasser. Da die Deutschen das erhitze Gewürz nicht liebten und den Punsch auch ohne es als feurig genug empfanden, ließ man es anfangs weg, doch später galten Zitronenschale und Zimmt doch als unerlässliche Zutaten zum Punsch.

Am meisten Anklang fand der feiste Magenwärmer bei den Holländern, danach bei den Engländern und dann erst kam auch in Deutschland die Erkenntnis, daß dieses exotische Getränk für die kalten Winterabende doch ein recht angenehmes Getränk sei. Zu seinen ersten deutschen Verehrern soll der alte Dessauer gezählt haben. Er empfahl das neue Getränk in seinen „Saufkompagnien“ als bestes Befeuchtungsmittel des geselligen Beisammenseins, und diese Empfehlung war so wirksam, daß man auch im Tabakskollegium des Soldatenkönigs Friedrich Wilhelm von Preußen den Feuertrank einführte.

Nun war dem Punsch die Bahn gebrochen und nach dem Siebenjährigen Kriege war der Punsch bereits das Lieblingsgetränk bei allen männlichen Geselligkeiten. Man feierte in allen Kreisen wahre Punschfeste und besang den Lieblingstrank in lustigen Ton und Mundarten. In Bürger- und Adelskreisen wurde bis in die vierziger Jahre dem Punschgott in ausgiebigster Weise gehuldigt, und in den Schriften jener Zeit spuren tolle Visionen, die alle aus der Punschterrine aufstiegen sind. Als Beispiel wiederholen E. L. A. Hoffmanns Erzählungen angeführt.

Jener Zeit entstammt auch die Sitte, den Beginn des neuen Jahres mit dem dampfenden Punschglas in der Hand zu feiern, und so hat sich der Punsch als vollstündliches Silvestergetränk, er bis auf den heutigen Tag erhalten, und noch keinem anderen Getränk ist es geglikt, ihn aus dem Felde zu schlagen.

Vielleicht bleibt es der zunehmenden Antialkoholbewegung vorbehalten, an dieser alten Sitte zu rütteln und für die Silvesterfeier warmen Apfelfaft einzuführen. Ob man dann noch mit solcher Begeisterung ins neue Jahr hinübergeht und alles durch rosigsten Lichte sieht, das bleibt freilich abzuwarten.

Dr. Knechtel-Schönan.

Eingetroffene geschichtliche Prophezeiung.

Im Jahre 1890 befand sich der jüngere Sohn des Dänischen Königs, der damalige Prinz Karl, als Seelabett auf einer Fahrt im Mitteländischen Meere. Während sie im Hafen von Malaga vor Anker lagen, erfuhren die jungen Leute aus Prinz Karls Umgebung, es halte sich in der Stadt eine Wahrsagerin auf, die bedeutenden Zulauf habe und deren Vorherhersagen fast immer eintreffen. Das reizte den Prinzen und seine Freunde so, daß sie die moderne Pythia aufsuchten.

Was die Alte dem damals dreizehnjährigen Prinzen gesagt hatte, ohne doch zu wissen, was seine Herkunft war, das wollte er den anderen Jünglingen um keinen Preis mitteilen. Man merkte ihm aber an, daß es großen Eindruck auf ihn gemacht habe. Er schrieb es auf, steckte es in einen Briefumschlag, den er versiegelte, und gab es seinem vertrautesten Freunde zur Aufbewahrung, bis er selbst es ihm wieder abfordern werde.

Erst zehn Jahre später erbat er sich den Brief zurück und gab nun seinem Freunde das damals Niedergeschriebene zu lesen. Die Wahrsagerin hatte ihm demzufolge prophezeit, er werde einen Thron besteigen und dabei den Namen wechseln, ohne jedoch seine Muttersprache mit einer andern zu vertauschen.

„Natürlich versetzte mich das in große Aufregung,“ sagte Prinz Karl hinzu, „denn diese Prophezeiung konnte nur dann in Erfüllung gehen, wenn mein älterer Bruder kinderlos vor mir starb. Darüber wollte ich selbstverständlich nicht gesprochen haben. Da er aber bis heute noch lebt und sogar einen Sohn sein eigen nennt, sieht man doch, daß die alte Hexe sich mit ihrer Vorherhersagung lächerlich gemacht hat.“

Das war nun aber ganz und gar nicht der Fall, im Gegenteil, die Prophezeiung sollte Wort für Wort erfüllt werden. Der Prinz konnte es nur zu der Zeit noch nicht wissen, wie es sein Mensch wußte. Fünf Jahre später erst bestieg er den Thron von Norwegen und wechselte dabei wohl seinen Namen, nicht aber seine angestammte Sprache.

E. D.

Neujahrstrost.

Das alte Jahr ist nun verschwunden, Schlug dir der Tod recht tiefe Wunden? Stimmt dich dies traurig, oder nicht? Rahm er dir, was dir lieb und wert? Hat es dir guten Lohn beschieden? Vielleicht, daß dir dann für Verlorenes Für treu und ganz erfüllte Pflicht? Das neue Jahr Erlass beichert!

Und ließ es endlich dich erreichen? Denn nur, der Mensch soll nicht verzagen, Ein heiserbehnies, schönes Ziel? Denn launenhaft ist das Geschick, Ach, oder machen Not und Sorgen Und über Dornen, über Steine Dich strebensmüde, wunschlos, still? Führt schließlich doch der Weg zum Glück!

Darum, ob auch mit dir verfahren

Das alte Jahr so oder so, —

Begrüß das neue heitern Mutes,

Schau in die Zukunft hoffnungsfroh! Martha Graubmann.



Fürs Haus



Gestrickter Soldatenhandschuh.

Man beginnt auf 56 Maschen Anschlag und strickt 15 Zentimeter lang 2 rechts 2 links. Dann nimmt man auf jeder Nadel 1 Masche zu und strickt 1 Reihe rechts. Untere Abbildung zeigt das einfache Grundmuster. Erste Reihe: 1 Masche rechts, 2 links. Zweite und dritte Reihe: glatt rechts. Nachdem man das Muster 10mal gestrickt hat, nimmt man von einer Nadel 12 Maschen zum Daumen, scheidet sie auf einem Fädchen, strickt die Reihe weiter und schlägt für die abgetheilten Maschen 12 neue Maschen auf. Das Muster strickt man noch 5mal und beginnt dann den Zeigefinger, genau über dem Daumen stehend, damit der Handschuh sowohl rechts wie links getragen werden kann. Man nimmt nun



Fingerring von Gm. He. Buchholz, Wörrau.

die neu aufgeschlagenen 12 Maschen und an jeder Seite 13 Maschen dazu, schlägt 4 Maschen neu an, so daß man zum Zeigefinger 22 Maschen hat. — Zu dem Mittelfinger nimmt man von beiden Nadeln 7 Maschen, dazu die 4 neu aufgeschlagenen Maschen vom Zeigefinger und schlägt noch 4 Maschen dazu auf. Zum Ringfinger nimmt man von jeder Nadel 6 Maschen, 4 Maschen neu. Die letzten 8 Maschen auf jeder Nadel gehören zum kleinen Finger. Die Finger werden glatt rechts 28, 30, 28 und 26 N. hoch gestrickt, rasch abgenommen, die letzten Maschen links zusammengeknüpft. Zum Daumen nimmt man zu den vorhandenen 2 mal 12 Maschen an jeder Ecke noch 2 Maschen hinzu und strickt ihn 28 Reihen hoch.



Grundmuster zum Handschuh.

Unsere Bilder

Kaiser Franz Joseph von Österreich †. Am 21. November v. J. verstarb auf Schloß Schönbrunn Kaiser Franz Joseph von Österreich im 87. Lebensjahr. Er ist in Wien am 18. August 1830 als ältester Sohn des Erzherzogs Karl geboren. Bei seiner Erziehung wurde von vornherein seine spätere Berufung auf den Kaiserthron ins Auge gefaßt. In die Politik- und Regierungskreise wurde er von dem Fürsten Metternich und dem Staatsrat Pilgrim eingeführt. Seine militärische Ausbildung leitete Oberst v. Hausel. Am 1. Dezember 1848 in Olmütz für volljährig erklärt, trat er nach der Abdankung seines Oheims Franz Ferdinand und Verzichtleistung seines Vaters als Kaiser von Österreich und König von Ungarn und Böhmen die Regierung an. 1853 vermählte sich Franz Joseph mit der Prinzessin Elisabeth, der Tochter des Herzogs Maximilian Joseph von Bayern. Der Ehe entsprossen der Kronprinz Rudolf und die Töchter Sophia, Gisela und Maria Valeria. Unter die Regierung Franz Josephs fallen die Kriege gegen die verbündeten Franzosen und Piemontesen, gegen Dänemark im Verein mit Preußen, der deutsche Krieg von 1866. Durch die Zusammenkunft vom Jahre 1871 in Gastein und Salzburg mit Kaiser Wilhelm I. wurden die freundschaftlichen Beziehungen zwischen Deutschland und Österreich wieder hergestellt. 1879 wurde der deutsch-österreichische Bund, dem später Italien beitrug, geschlossen. Schwere Schicksalsschläge erlitt Kaiser Franz Joseph durch den Tod des Kronprinzen Rudolf im Jahre 1889, durch die Ermordung seiner Gemahlin in Genf 1898.

Heinrich Leonhard v. Tschirschky und Bögenhoff, der langjährige deutsche Botschafter in Wien, starb im Alter von 61 Jahren. Sein Tod inmitten des Weltkriegs ist ein schwerer Verlust für die verbündeten Kaiserreiche, deren enge und gute Beziehungen zu pflegen seine vornehmste Aufgabe war. Er hatte diesen bedeutungsvollen Posten seit Oktober 1907 inne. 1855 in Hofenwitz bei Dresden geboren, trat er 1883 in den diplomatischen Dienst ein. Er wirkte in Athen, Konstantinopel, Teheran, Petersburg, Luxemburg und Hamburg, und wurde 1906 zum Staatssekretär des Auswärtigen Amtes ernannt. In seine Wiener Tätigkeit fielen politische Probleme von schwerwiegender Bedeutung.

Dr. Kurt Sorge, Direktor der Gruson-Werke in Magdeburg, wurde zum technischen Chef des Stabes des neuen deutschen Kriegsamts berufen. Er ist beim militärischen Chef General Götner gleichgestellt. Das neue Kriegsamt wird die gesamte Industrie und alle in der Heimat brachliegenden Arbeitskräfte durch eine Arbeitspflicht für Kriegszwecke zusammenfassen. Mit der Lösung dieser großen Aufgabe wurde ein Großindustrieller von reichen wirtschaftlichen und technischen Erfahrungen betraut, der die erforderliche Vorbildung für das zur Erringung des Siegs überaus wichtige Amt besitzt und zugleich durch das Vertrauen der Großindustrie gestützt wird.



Der rechte Weg.

„Ich habe einen wahren Oel vor dem Wirtshausleben.“
„Aun, so heizen Sie doch!“
„Die haben recht, vielleicht bekomme ich dann wieder Geschmack daran!“

Allerlei

Boshast. Frau: „Warum hast du denn den Gratulationsbrief an den Herrn Postsekretär, der sich mit meiner Schwester verlobt hat, schwarz gestiegelt?“ — Mann: „Einfach, weil es doch ein Kondolenzschreiben ist.“
Geistesgegenwart. Im Siebenjährigen Kriege ritt der preussische General v. Wunsch auf dem Marsche nach Dresden mit dreißig Husaren voraus und stieß auf eine große feindliche Abzähl. Da rief er: „Grenadiere marsch! Dragoner rechts schwenkt! Husaren vorwärts marsch!“ Sowohl seine Stimme, als seine Kommandos waren gleich unerföhlich für den feindlichen Haufen. Man ergriff die Flucht und Wunsch machte mit seinen Husaren siebzug Gefangene.

Neujahrgratulationen bei Hofe. Am Wiener Hofe war der Neujahrstag seit 1767 der größte Galatag des Jahres. Denn Kaiser Joseph II. hatte durch ein Billett vom 30. November 1766 die früher zu Ostern und Weihnachten üblichen Gratulationen aufgehoben und auf den Neujahrstag verlegt. Eigentümlich waren die Gratulationen, welche Friedrich II., König von Preußen, alle Jahr an sein Heer zu richten pflegte. So lautet z. B. der Armeebefehl vom 31. Dezember 1781: „Ihre Majestät der König lassen allen Herren Offizieren zum neuen Jahre gratulieren, und die nicht sind, wie sie sein sollen, möchten sich bessern“; und am 2. Januar 1783 stand in dem königlichen Gländwund: „Ihre Majestät der König lassen allen guten Herren Offizieren vielmals zum neuen Jahre gratulieren und wünschen, daß sich die Abgaben so betragen, daß Sie ihnen künftig auch gratulieren könne.“ K. St.

Die Tätigkeit des „Noten Kreuzes“ möchten wir heutzutage wohl um seinen Preis entbehren. Aber es ist vielleicht gerade in diesen Kriegsjahren angebracht, daran zu erinnern, daß die Zeit noch gar nicht so weit zurückliegt, wo es diese Einrichtung noch nicht gab. Wer die Geschichte des „Noten Kreuzes“ nicht kennt, wird mit einigem Erstaunen lesen, daß zu Anfang des Jahres 1864 in unsern Zeitungen zu lesen war: „Ein Franzose, Herr

Dumant, hat ein anziehendes Buch, enthaltend Szenen aus dem letzten italienischen Kriege, geschrieben und macht darin den Vorschlag, internationale Gesellschaften zur Verpflegung der im Kriege verwunden Soldaten zu bilden, deren Los so oft elend genug ist. — Vielleicht wäre gut, wenn man für den bevorstehenden Schleswig-Holsteinischen Krieg eine solche Einrichtung ins Leben rief. Gut geleitet, könnte ein solches Korps von Krankenpflegern unsern verwunden Söhnen und Brüdern gefegnete Hilfe leisten und vielleicht manchen vom Tode retten.“ P. J.

Gemeinnütziges

Süße Brezeln. Man knetet 250 Gramm Mehl, 75 Gr. Butter, 60 Zucker, Vanille- oder Zitronenz-schmad, ein recht großes Ei, einen Eßlöffel Wasser zusammen mit einem Viertelwächsen Backpulver zu einem Teig. Aus diesem Teige Brezeln formen, mit Eigelb bräunen, mit grobem Zucker (Kristallzucker) streuen, auf buttergetrichene Bleche legen, und stoft backen.

Winters über ständig im Stalle

haltenen Hühner sollen möglichst viel Bewegung haben. Das befördert die frische Vegetätigkeit; durch Bewegung wird Verdauung und Freßlust angeregt, Tiere sind ständig gesund und wenn die Zeit einmal gekommen, überaus leistungsfähig. Den Hühnern auf einfache Weise ständig Bewegung zu verschaffen besteht darin, daß man das Körnerfutter ständiger unter ein größeres Quantum Streu gemischt auch dadurch, daß man Gränfüt wie Häben, Wirsinghalten, Krautköpfe u. dergl. je nach der Größe der Rasse ca. bis 70 Zentimeter über dem Boden aufhängt, damit die Hühner nur durch Gekörperringen zu diesem gelangen können. Das Winterfutter soll den Hühnern immer so gereicht werden, daß sie es nie ohne besondere Bewegung erlangen können.

Obstbaumfendungen, die einen harten Frost erlitten haben, sollen bei der Ankunft langsam austauen. Man bringe die Bäume in einen frostfreien Raum und loddere die Bänder etwas.

Abharber kann während des ganzen Winters gepflanzt werden, sofern mildes Wetter herrscht. Es ist aber nötig, die Pflanzen mit kurzem Dung zu umgeben.

In dem Keller aufbewahrter Stumme muß vor Tropfenfall gut behütet werden. Er verdirbt sonst sehr schnell.

Alteiamen geht bei kaltem Wetter am leichtesten aus den Hüften, ist also jetzt zu drehen. Nach anderer Methode entfernt man ihn durch Dörren im Backofen aus den Hüften. Das ist nicht so empfehlenswert, denn wenn die Dike zu stark wird, böhrt der Same an Keimfähigkeit ein.

Am gute Rüsse von hohlen oder wurmigen Rüssen zu unterscheiden gibt es ein sehr einfaches Mittel: Man schüttet sie in einen Topf mit kaltem Wasser. Während die hohlen Rüsse auf der Oberfläche des Wassers schwimmen, sinken die guten Rüsse sofort zu Boden, die wurmigen oben oder gefaulen Rüsse bleiben anfangs oben und sinken dann langsam unter.

Quadraträtsel.

A	A	A	A	D
E	E	E	G	G
G	H	H	I	L
M	M	N	N	O
R	R	S	S	T

Die Buchstaben sind so zu ordnen, daß die waagerechten Reihen bezeichnen: 1) Eine Waggel Abraham's. 2) Einen arabischen Gruß. 3) Ein indogermanisches Volk. 4) Einen Sinnbruch. 5) Ein Gebirge in Vorderindien. — An Stelle der fettgedruckten Buchstaben muß der Name eines bekannten Werkes von Tacitus entstehen.
Julius Paul.
Auflösung folgt in nächster Nummer.

Bilderrätsel.



Auflösung folgt in nächster Nummer.

Alle Rechte vorbehalten.
Verantwortliche Schriftleitung von Ernst Pfeiffer, gedruckt und herausgegeben von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.